

Zeitschrift:	Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber:	Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band:	1 (1945)
Heft:	10
Artikel:	Warum frägst du so dum? : Ein grammatisches Gespräch in drei Akten : (Schluss)
Autor:	Debrunner, U.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-419979

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Weinmonat 1945

1. Jahrgang Nr. 10

29. Jahrgang der „Mitteilungen“

Warum frägst du so dummi?

Ein grammatisches Gespräch in drei Akten von A. Debrunner
(Schluß)

A. Besteht nicht auch eine Unsicherheit bei preisen? Aus der Luther-Bibel schwebt mir vor: Sie preiseten Gott und aus einem Lied: Gott sei gepreist. So spricht man heute nicht mehr; wir sagen: pries und gelesen.

C. Ein ähnlicher Fall wie speisen! Auch preisen ist ein Lehnwort. Lateinisches pretium „der Preis, Wert“ ergibt altfranzösisches pris; daraus ist das mittelhochdeutsche pris entnommen. Schon das Altfranzösische besaß die Ableitung preisier oder prisier in der Bedeutung „hochschäzen“; im Anschluß daran hat das Mittelhochdeutsche um 1200 pris gebildet (eine direkte Übernahme von prisier hätte etwa prisieren ergeben müssen). Als Ableitung aus Preis muß aber preisen schwach konjugiert werden: preiste - gepräst. Und so war es am Anfang durchaus; bald aber kam durch Anschluß an weisen die starke Konjugation auf, und einige Jahrhunderte hindurch herrschte ein Schwanken bis in Klopstock's Zeit; schließlich setzte sich dann pries - gelesen durch. Sie preiseten Gott schrieb Luther in der Tat (Luk. 5, 26); aber die revidierte Ausgabe schreibt lesen; entsprechend bei Luther: er wart von yderman gepräset (Luk. 4, 15), aber in den neuen Luther-Bibeln: gelesen. Gott, unser Vater, sei gepräst steht in einem Lied Gellerts und in einem andern: Dein

Name sei gepreist, beide Male im Reim auf Geist. Aber Goethe schreibt im Tasso (I, 1): Ferrara ward mit Rom und mit Florenz von meinem Vater viel gepriesen.

A. So zeigt sich auch hier die romantische Vorliebe für die starke Konjugation. Gespielen - gepriesen - gehießen: dahin gehört gewiß auch das benieden, das man bei uns etwa antrifft; so las ich erst kürzlich in der Zeitschrift der Berner Studentenschaft, in der auch sonst die Jagd auf Sprachfehler recht ergiebig zu sein pflegt: wie oft habe ich meine ehemaligen Klassengenossen benieden! So weit bin ich durch unser Gespräch auch schon gekommen, daß ich mir sage: beneiden kommt von Neid, also beneidete - beneidet, nicht benied - benieden, wofür gewiß falscher Anschluß an das reimende meiden - mied - gemieden vorliegt.

C. Du hast recht; aber es ist eigentlich erstaunlich. Denn meiden steht mit seiner starken Bildung auf weiter Flur allein gegenüber den schwachen kleiden, ankreiden, verleiden, weiden. Warum haben diese das beneiden nicht in ihrer Gefolgschaft halten können? Wahrscheinlich deshalb, weil beneiden und meiden sich auch in der Bedeutung nahe stehen. Außerdem ist benieden mit seinem falschen Anschluß in salonfähiger Gesellschaft. Besinnt euch einmal, wie es bei euch zu Hause in der Küche einst hieß: d'Milch will scheide - oha! sie isch scho ...?

A. ... g'scheide - was macht me mit däre g'scheidene Milch? Dann wäre g'scheide älter als g'schide?

C. Allerdings! Ich brauche euch nur die früheren Formen zu nennen, dann wisst ihr, zu welcher Gruppe scheiden gehört: gotisch skaidan - skeskaid, althochdeutsch sceidan - sciad - gisceidan, mittelhochdeutsch scheiden - schied - gescheiden.

B. Also der gleiche Fall wie bei geheißen - gehießen: weil scheiden - schied mit meiden - mied reimte und sich auch in der Bedeutung mit ihm berührte (scheiden und meiden tut weh, sagt ja das Sprichwort!), wurde nach gemieden auch geschieden gesagt. Die geschiedene Frau ist also jünger als die gescheidene Milch - und die letztere ist in der Zeit der Milchmärkli auch seltener geworden, mag sie nun heute geschieden oder gescheiden heißen. Dafür haben die geschiedenen Frauen und Männer überhand genommen!

C. Die Gemeinsprache ist uns mit geschieden vorangegangen; sie kennt es schon im 14. Jahrhundert: es muß geschieden sein taucht schon früh auf. Bei uns ist, wie das Idiotikon sagt, noch heute in einigen Mundarten g'schide nur dann üblich, wenn von Ehescheidung die Rede ist; da hat sich das gemeinsprachliche Amtsdeutsch durchgesetzt. Übrigens hat sich die alte Form in dem Wort *bescheiden* allgemein erhalten: ein *bescheiden*er Mensch ist ursprünglich einer, der sich vom Richter *bescheiden* lässt, der mit dem *Bescheid*, dem *Entscheid* zufrieden ist. *Las mich mein *bescheiden* Teil Speise dahinnehmen*, übersetzt Luther in den Sprüchen Salomos (30, 8); wir müßten jetzt sagen: *den mir *beschiedenen* Teil oder noch besser: den mir zugewiesen*en. *Bescheiden* ist schon lange ein Eigenschaftswort geworden, bei dem man nicht mehr an das Verb denkt, und daher hat es sich der magnetischen Anziehungs Kraft von meiden entziehen können.

A. Wie wär's jetzt endlich mit *brunge*?

C. Was würdet ihr als richtig betrachten?

A. *Bringen* - *brachte* - *gebracht*. Das ist offenbar wieder eine andere Art: Ablaut i - a und doch schwache Konjugation.

C. Findet ihr noch ähnliche Verben?

A. Mir fällt noch *denken* - *dachte* - *gedacht* ein.

C. Ja, und dazu kommt das zum Teil veraltete *dünken* - *deuchte* - *gedeucht*. Das sind die einzigen dieser Art. Der Ablaut ist aber bei *denken* und *dünken* nur scheinbar oder, wenn ihr wollt, erst nachträglich entstanden. Ursprünglich waren *denken* und *dünken* nur eine Abart der schwachen Verben: die Grundformen sind im Gotischen *thankjan* - *thāhta* - *thāhts*. Um so sonderbarer steht das ganz vereinzelte *bringen* da, das schon im Gotischen *bringan* - *brāhta* heißt. Aber schon im Althochdeutschen gibt es neben *bringan* - *brāhta* - *gibrāht* vereinzelt ein *brang* und häufiger ein *brungan*. Woher diese Änderung kommt, ist unschwer zu erraten.

B. Natürlich von *zwingen* - *zwang* - *gezwungen* und mehreren Reimwörtern dazu wie *springen*, *ringen*, *dringen*, *klingen*, *singen*, *schwingen*.

C. Und diese waren außerdem durch die Gruppe *binden* - *band* - *gebunden*, *finden* - *fand* - *gefunden* usw. stark gestützt.

B. Da ist es gewiß begreiflich, daß das völlig vereinsamte bringen in den Bann der stärkeren Gesellschaft geraten ist.

C. Ein anderes Verbum auf -ingen ist ebenfalls dieser Anschlußpanik zum Opfer gefallen, nämlich dingen. Das Partizip gedungen ist uns noch halbwegs bekannt: man mag etwa noch von einem gedungenen Mörder lesen.

A. Aber das Imperfekt habe ich nie gehört; es müßte heißen: ich dang.

C. Das gibt's auch tatsächlich da und dort in der Literatur, und beim rückbezüglichen Verbum sich etwas ausbedingen werden wir nicht zögern, zu sagen: er bedang sich das aus, er hat es sich ausbedungen, der ausbedungene Lohn.

B. Aber daneben sagen wir doch auch: das ist nur bedingt richtig, wir reden von unbedingtem Gehorsam usw.

C. Also wieder ein großes Durcheinander! Suchen wir es zu entwirren! Dingen ist althochdeutsches dingon, und dieses gibt sich durch sein -on als Ableitung aus dem Substantiv Ding zu erkennen, ist also ein schwaches Verbum: dingen - dingete - gedinget heißt es auch bis in die Neuzeit hinein, z. B. bei Luther: es hat uns niemand gedinget (Matth. 20, 7). Das Ding ist im germanischen Altertum die Volksversammlung oder die gerichtliche Zusammenkunft; die skandinavischen Völker brauchen das Wort noch heute so, und das Dritte Reich hat durch Anknüpfung an die altgermanische Heldenzeit das Wort wieder eingeführt und große Thingstätten für nationale Feiern unter freiem Himmel geschaffen. So bedeutet dingen ursprünglich „sich im Ding betätigen, auf dem Ding verhandeln, einen Vertrag schließen (zunächst vor dem Ding, dann auch sonst)“ und zuletzt einfach „jemanden vertraglich in seine Dienste nehmen“. Starke Konjugation (dang - gedungen) tritt erst im 17. Jahrhundert auf; aber da, wo wir stark an das Substantiv Bedingung denken, bleiben wir beim schwachen Partizip: bedingte Verurteilung ist eine an eine Bedingung geknüpfte, unbedingter Gehorsam einer, bei dem man keine Bedingungen stellt oder zuläßt. Wie unsicher wir beim einfachen Verbum dingen geworden sind, zeigt Duden, wenn er für die Vergangenheit du dangst und du dingtest zur Wahl stellt, für das Partizip gedungen und gedingt;

dem System zuliebe, das hier im Sprachgebrauch eine Lücke aufweist, fügt er auch den Konjunktiv der Vergangenheit bei: du dingetest oder dingtest oder dängest oder - düngest!

A. Damit haben wir einen ganzen Musterkoffer von Sprachfehlern im Gebiet der Verbalformen ausgedacht, von Fehlern, die teils noch heute von einem geschärften Sprachgewissen als Fehler empfunden werden, teils aber sich durchgesetzt haben, also richtiger Sprachgebrauch sind. Es gibt also auch in der Sprache Moden, Modewechsel, Modekämpfe, Modenarren und Modehasser. Aber es wird wohl auch in den Sprachmoden ähnlich sein wie in den Kleider-, Eß-, Grußmoden usw.: die Freiheit, die sich der einzelne gestatten darf, hat ihre Grenzen.

B. Moden sind eben, in der Sprache wie sonst, gesellschaftliche (vornehm gesagt: soziologische) Formen, ohne die eine menschliche Gemeinschaft unmöglich ist.

C. Die Sprache ist aber eine Mode, eine gesellschaftliche Form besonderer Art. Wohl kann auch in Kleider- oder Grußmoden etwas vom menschlichen Geist, vom menschlichen Herzen zum Ausdruck kommen; aber nichts gibt die ganze Fülle des menschlichen Fühlens, Denkens und Wollens so allseitig, so vollkommen, so allgemein verständlich wieder wie die Sprache, eben in der Modeform, die jeweilen gerade eine Sprachgemeinschaft verbindet. Und wenn man demgegenüber geltend machen wollte, daß die Sprache nach einem geflügelten Wort dazu da sei, die Gedanken zu verbergen, und daß man ja die Sprache auch sehr ausgiebig zum Lügen gebrauchen könne, so ist zu sagen, daß ja eben das Lügen, die Verstellung mit zum Wesen des Menschen gehört, also auch hierin die Sprache das Wesen des Menschen offenbart. Wir wollen aber doch hoffen, daß das Lügen trotz aller Kriegs- und Parteipropaganda immer noch als verwerflich gelte und nicht zur Regel im menschlichen Gemeinschaftsleben geworden sei oder werde.

Darum ist es die Sprache wert, daß man immer wieder ihren Schicksalen im Großen und auch im Kleinen und Kleinsten nachgeht und sich in Zweifelsfällen im Großen und Kleinen klar zu werden sucht, wo man selber steht, welche Entwicklungen man fördern, welche bekämpfen soll. Das ist eine der Hauptaufgaben, wenn auch nicht die einzige, unsres Vereins und der Sprachvereine überhaupt.